

Siegfried Kracauer

Straßen in Berlin  
und anderswo

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1449 der Bibliothek Suhrkamp

Es hat Kracauer nicht gut getan, daß er im Schatten der Freunde stand, vor allem in dem Benjamins. Das hat zu Kurzschlüssen Anlaß gegeben.

Kracauers Straßen-Buch, das auf Blochschen *Spuren* und durch die Benjaminsche *Einbahnstraße* zu wandeln scheint, geht jedoch eigene Wege. Es spendet keinen mimetischen Trost, läutert die Dinge nicht zur Idee und entzündet keine Hoffnung im Abseits. Vielmehr deutet es auf etwas Beunruhigendes, ja Grauererregendes, das nicht gebannt, sondern nur aufgewiesen und benannt werden kann.

Die Zeit ist gekommen, *Straßen in Berlin und anderswo*, erschienen 1964, mit Skizzen und Essays aus den Jahren 1926 bis 1933, neu zu lesen, frei von der Bevormundung durch Bilder und Konstruktionen, denen er sich verweigert hat.

Siegfried Kracauer  
Straßen in Berlin  
und anderswo

Erweiterte Ausgabe  
Mit einem Nachwort  
von Reimar Klein

Suhrkamp Verlag

Die Sammlung folgt der 1964 in der *edition suhrkamp* erstmals erschienenen Ausgabe von *Straßen in Berlin und anderswo*.

Im Anhang werden diejenigen Feuilletons wiedergegeben, die Kracauer für eine Zusammenstellung dieses Titels 1933 mit vorgesehen hatte, jedoch in die Auswahl von 1964 nicht aufnahm.

Dank an Inka Mülder-Bach, Herausgeberin der *Schriften* und der *Werke* Siegfried Kracauers, und ihre Mitarbeiterin Dea Erwig für freundliche Unterstützung.

Erste Auflage 2020

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24243-8

# Inhalt

## *Straßen*

Erinnerung an eine Pariser Straße . . . . .	9
Analyse eines Stadtplans . . . . .	16
Straße ohne Erinnerung . . . . .	20
Zwei Flächen . . . . .	25
Schreie auf der Straße . . . . .	28
Abschied von der Lindenpassage . . . . .	31
Weihnachtlicher Budenzauber . . . . .	39
Lokomotive über der Friedrichstraße . . . . .	43
Berg- und Talbahn . . . . .	45
Ansichtspostkarte . . . . .	48
Die Unterführung . . . . .	50
Aus dem Fenster gesehen . . . . .	53

## *Lokale*

Felsenwahn in Positano . . . . .	59
Stehbars im Süden . . . . .	69
Über Arbeitsnachweise . . . . .	72
Wärmehallen . . . . .	82
Glück und Schicksal . . . . .	88
Spuk im Vergnügungslokal . . . . .	93
Kino in der Münzstraße . . . . .	96
Der verbotene Blick . . . . .	99

## *Dinge*

Das Klavier . . . . .	107
Das Schreibmaschinchen . . . . .	114
Die Hosenträger . . . . .	120
Falscher Untergang der Regenschirme . . . . .	124
Das Mittelgebirge . . . . .	126

## *Leute*

Straßenvolk in Paris . . . . .	131
Knabe und Stier . . . . .	137
Drei Pierrots schlendern . . . . .	139
Akrobat – schön . . . . .	142
Der Klavierspieler . . . . .	147
Berliner Figuren . . . . .	152
Friedliche Lösung . . . . .	162
Erscheinung auf der Cannebière . . . . .	165

## Anhang

Negerball in Paris . . . . .	169
Die Berührung . . . . .	173
Der Zeitungsverkäufer . . . . .	183
Der Dichter im Warenhaus . . . . .	186
Kleine Signale . . . . .	189
Das Papiermündstück . . . . .	192
Schlager im Exil . . . . .	194
Mietshaus im Berliner Westen . . . . .	196
Der Kurfürstendamm als Siegesallee . . . . .	198
Girls und Krise . . . . .	202
Möbel von heute . . . . .	204
Der Verkaufs-Tempel . . . . .	208
Straßen, Schiffe, Lokale . . . . .	211
Renovierter Jazz . . . . .	222
Luftschlößchen . . . . .	225
Café im Berliner Westen . . . . .	228
Guckkasten-Bilder . . . . .	232
An der Grenze des Gestern . . . . .	236
Kurort Berlin . . . . .	244
Drucknachweise . . . . .	247
Straßen im Anderswo. Nachwort von Reimar Klein . . . . .	251

# Straßen



## Erinnerung an eine Pariser Straße

Fast drei Jahre ist es her, daß ich in jene Straße im Quartier Grenelle verschlagen wurde. Der Zufall führte mich dorthin; das heißt, nicht eigentlich ein Zufall, sondern der Rausch. Der Straßenrausch, der mich in Paris immer ergreift. Damals, als ich der Straße begegnete, verbrachte ich vier Wochen ganz allein in Paris und lief jeden Tag mehrere Stunden durch die Quartiere. Es war eine Besessenheit, der ich nicht zu widerstehen vermochte. Von ihrer Macht legt am besten die Tatsache Zeugnis ab, daß ich es als Verrat empfand, wenn ich einmal über die Schlafenszeit hinaus in meinem Hotelzimmer blieb oder einen Abend dem Theaterbesuch opferte. Sogar die gelegentlichen Zusammenkünfte mit Frauen erschienen mir wie eine Pflichtvergessenheit, wie eine törichte Ablenkung von den Straßen, die mich ungleich stärker beanspruchten als irgendein einzelnes Mädchen. Ich genoß sie blindlings und ließ mich von ihnen verbrauchen, und kehrte ich auch stets matt von den Ausschweifungen heim, so hielt mich doch nichts davon zurück, meiner Leidenschaft am andern Tag wieder nachzugeben. Im Gegenteil: hinter dem Nebel, den die zunehmende Müdigkeit um mich verbreitete, winkten mir die Straßen nur noch verführerischer. Straßen gibt es in allen Städten. Während sie aber sonstwo aus Trottoirs, Häuserreihen und leicht gewölbten Asphaltflächen bestehen, spotten sie in Paris der Zerlegung in die verschiedenen Elemente. Was immer sie seien: enge Schluchten, die in den Himmel einmünden, ausgetrocknete Flußläufe und blühende Steintäler – ihre Bestandteile sind ineinandergewachsen wie die Glieder von Lebewesen. Oft fließen die Seitenwände und Pflasterböden unmerklich zu-

sammen, und ehe er sich's versieht, gerät der Träumende wie zu ebener Erde über senkrechte Mauern bis zu den Dächern und weiter, immer weiter ins Dickicht der Schornsteine hinein. Auf diesen Routen trieb ich mich umher und mußte in jedem Passanten den Eindruck eines ziellosen Schlenderers erwecken. Und doch war ich, streng genommen, nicht ziellos. Ich glaubte ein Ziel zu haben, aber ich hatte das Ziel zu meinem Unglück vergessen. Es war mir zumute wie einem Menschen, der in seinem Gedächtnis nach einem Wort sucht, das ihm auf den Lippen brennt, und er kann es nicht finden. Von der Begierde erfüllt, endlich an den Ort zu gelangen, an dem mir das Vergessene wieder einfiele, konnte ich nicht die kleinste Nebengasse streifen, ohne sie zu betreten und hinter ihr um die Ecke zu biegen. Am liebsten hätte ich sämtliche Höfe ergründet und Zimmer für Zimmer durchforscht. Wenn ich so nach allen Seiten spähte, aus der Sonne in die Schatten und wieder zurück nach dem Tag, hatte ich die deutliche Empfindung, daß ich mich, auf der Suche nach dem gewünschten Ziel, nicht nur im Raum bewegte, sondern oft genug seine Grenzen überschritt und in die Zeit eindrang. Ein geheimer Schmugglerpfad führte ins Gebiet der Stunden und Jahrzehnte, dessen Straßensystem ebenso labyrinthisch angelegt war wie das der Stadt selber.

Jene Straße, von der ich erzählen will, liegt in einem proletarischen Viertel. Ich muß hier einschalten, daß ich zwar ohne jede Auswahl bei meinen Gängen verfuhr, aber doch unwillkürlich die ärmeren Stadtteile bevorzugte. Nicht so, als ob es den Gegenden, in denen Glanz, Reichtum und Vergnügen hausen, an den von mir begehrteten Reizen gebräche. Auch sie sind verwickelt wie alte, unverständlich gewordene Gebrauchsdinge, ineinandergeschachtelt und, fremden Schriftzeichen gleich, kaum zu entziffern. Nur eben dort,

wo die unteren Beamten, die Gewerbetreibenden und die vielen alten Leute wohnen, scharen sich die Häuser planloser, häßlicher, dichter, wagen sich Gerüche und Dünste hervor, deren körperliche Umrisse die sichtbaren Formen überschneiden. Alle diese Straßen stehen nahe vorm Aufbruch; ungeordnete Rotten, die sich bald zerstreuen oder auch gemeinsam marschieren werden. Und manchmal ist es, als werde in der Ferne ein Trommelwirbel geschlagen.

Ich entdeckte die Straße, als ich mich an einem frühen Nachmittag dem Abschluß einer Sackgasse zu nähern glaubte, die auf der einen Seite von einem hohen, unförmigen Vorstadtheater begrenzt wurde. Das Theater war geschlossen und sah so verlassen aus, als ob in ihm nie mehr gespielt würde. Noch bevor ich mich bis zum Grund der Sackgasse durchgezwängt hatte, merkte ich, daß sie gar keine Sackgasse war, sondern an ein anderes Gäßchen stieß, das hinter dem Theater vorbeiführte. Mitten auf die weißgekalkte, fensterlose Rückwand des Theaters lief die Straße zu. Sie war schnurgerade, nur wenige Minuten lang und verhältnismäßig breit. Wie ich jetzt erst gewahr wurde, hatte ich sie gewissermaßen hinterrücks überfallen; denn sie öffnete sich ohne jede Versteckspielerei an ihrem dem Theater gegenüberliegenden Ende nach einer belebten Verkehrsstraße.

Rasch wollte ich die kleine Strecke durchmessen, die mich von der Verkehrsstraße trennte. Aber nun geschah es: kaum hatte ich mich von der weißen, übertrieben hohen Theaterwand abgelöst, so fiel mir das Weitergehen schwer, und ich spürte, daß unsichtbare Netze mich aufhielten. Die Straße, in der ich mich befand, gab mich nicht frei. In geringer Entfernung ratterten Autobusse und Lastwagen vorbei, glashell tauchten sie auf und verschwanden wie an einem jenseitigen Ufer, das ich nicht zu erreichen vermochte. Ich versuchte,

mir über meine Lage klar zu werden. Es war noch vor drei Uhr, und nur vereinzelte Passanten kreuzten die Straße. An den nichtssagenden Mietshäusern rechts und links waren zu meiner Verwunderung ein paar Hotelschilder angebracht, schwarze, geschwungene Aushängeschilder von der in Paris üblichen Art, die nichts sonst als die Aufschrift ›Hotel‹ trugen. Ihre schwache Krümmung wirkte in dieser Umgebung durchaus zweideutig. Ich trat, obwohl in meiner Bewegungsfreiheit gelähmt, an ein solches Hotel heran. Seine Tür, eine gewöhnliche Privattür, war verrammelt, seine Fenster, hinter denen zum großen Teil die Gardinen fehlten, glichen zahnlosen Mündern. Neben dem Klingelzug hing eine Tafel, auf der in verwischten Buchstaben zu lesen stand, daß das Hotel nicht von hier, sondern um die Ecke herum von der Verkehrsstraße aus zugänglich sei. Offenbar nahm schon lange niemand mehr von dem Hinweis Notiz, denn das ganze Haus machte einen unbewohnten, ja verwaorlosten Eindruck. Während meine Blicke von seiner Fassade zu den anderen Fassaden glitten, ward ich mir plötzlich bewußt, daß ich beobachtet worden war. Aus den Obergeschoßfenstern mehrerer Häuser sahen Burschen in Hemdsärmeln und schludrig gekleidete Weiber auf mich nieder. Sie sprachen kein Wort, sie schauten mich immer nur an. Eine schreckliche Gewalt ging von ihrer bloßen Gegenwart aus, und ich hielt es beinahe für eine Gewißheit, daß sie es waren, die mir die Fesseln angelegt hatten. Wie sie stumm und reglos dastanden, schienen sie mir von den Häusern selber ausgebrütet worden zu sein. Sie hätten jeden Augenblick ihre Fangarme nach mir ausstrecken und mich in die Stuben hereinziehen können. Wie ein Schwimmer, der gegen den Strom ankämpft, strebte ich mit einer verzweifelten Anstrengung der Straßenmündung zu. Die Weiber werden Dirnen sein, tröstete ich mich,

und redete mir ein, daß eine von ihnen mir zugenickt hätte. Ein wenig beruhigt, wollte ich ausschreiten – da wurde mir Halt geboten. Nicht etwa unmittelbar durch die Burschen und überhaupt nicht in Worten, sondern durch ein lebendes Bild. Wie zur Strafe für meinen Leichtsinn stellte es sich mir in den Weg. Ich sah: ein junger Mann sitzt auf einem Stuhl mitten in einem Zimmer. Das Zimmer ist ein Hotelzimmer, dessen Fenster geöffnet sind. Es enthält ein Bett, das benutzt worden ist, einen Waschtisch und einen Schrank. Die Gegenstände harren wie angewurzelt und starren mich so aufdringlich an, als seien sie überdeutlich gemalt. Das schmutzige Waschwasser ist ein Teich ohne Abfluß, der Schrank trägt seine Kratzer und Risse schamlos zur Schau. Zu Füßen des jungen Mannes kauert ein offener halbgepackter Koffer, in den eilig Wäsche hineingestopft worden sein muß. Umringt vom Mobiliar, hat der Sitzende seinen Kopf in die Hände gestützt. Der Fußboden des Zimmers kann nicht höher als das Straßenpflaster liegen. Ich stehe vor dem Fenster, das sich längst verflüchtigt hat, aber der junge Mann mit dem ungekämmten Haar beachtet mich so wenig wie seinen Koffer. Nichts ist für ihn vorhanden, ganz allein sitzt er auf seinem Stühlchen im Leeren. Er hat Angst, die Angst ist es, die ihn so lähmt . . .

Wie mir der Durchbruch zur Verkehrsstraße gelungen war, weiß ich nicht mehr. Genug, ich befand mich auf ihr; unter Schlächterbuden, Kleiderauslagen und billigem Hausrat vor Spiegelscheiben. Rechts öffnete sich eine Straße, die wie ein Pfeil davonschoß und sich wie ein Hotelschild krümmte. Die mußte ich unter allen Umständen noch kennenlernen. Während ich im vertrauten Tumult versank, begleitete mich immerfort das Bild des jungen Mannes im Hotelzimmer. Nachträglich hielt ich es für wahrscheinlich, daß der junge

Mann ein Verbrecher war, der in jenem engen Zimmer vor seinen Verfolgern das Weite gesucht hatte. Das Hotel ist eine Höhle, sagte ich mir. Aber wie konnte das Fenster dann offen bleiben? Ein Autoreifen explodierte neben mir, und ich fühlte, daß ich mich zusehends verwirrte. Mitten im Lärm fiel mir ein, daß vielleicht die ganze Straße als Schlupfwinkel diene. Dem widersprach nur die Öffentlichkeit. Oder existierte sie am Ende gar nicht, und die Burschen und Weiber droben mitsamt den Hoteleingeweiiden waren Erscheinungen, die sich aus meinem eigenen Zustand erklärten? Die Pfeilstraße sog mich ein, und ich beschrieb ihre Krümmung mit. Es ging kreuz und quer, die Fuhrwerke krachten, Fassaden und Tore gaben mich weiter. Auf einmal – es mochte über eine Stunde verstrichen sein – stand ich wieder am Eingang der Straße.

Ich sah sie jetzt von rückwärts. Ihren Hintergrund bildete die weiße, fensterlose Theaterwand, ein pralles Mauerwerk, das nicht weichen wollte. Die kleine Straße ruhte still, als warte sie auf die Dämmerung. Sollte ich noch einmal durch sie hindurch? So sehr ich auch zögerte, ich bezweifelte keinen Augenblick, daß ich sie wieder betreten müsse, daß ich überhaupt nur zu dem Zweck herumgeirrt war, um zu ihr zurückzufinden. Der Bann, in dem mich meine Unschlüssigkeit hielt, wurde durch einen Kinderhaufen gelockert, der einem roten Backsteinhaus auf der Verkehrsstraße entströmte. Die Schule war aus. Es waren muntere Kinder, die aus der scheußlichen Backsteinfront quollen. Ein Teil von ihnen stob auf mich zu. Sie schwatzten und schrien und brachen zu meinem Erstaunen bedenkenlos in die Straße ein. Erleichtert schloß ich mich ihnen an. Wo ihre Unschuld wehte, konnte kein Unheil geschehen, und in der Tat schritt ich so sicher neben ihnen einher, als sei ich in eine Wolke ge-

hüllt. In der lärmenden Kinderwolke erschien mir die Straße wie jede andere Straße. Einige Fenster glänzten, eine Haustür war angelehnt. Schon währte ich, glücklich hinüber zu sein, als sich die Wolke zerteilte, und jenes Bild wieder vor mir stand. Der junge Mann im Hotelzimmer – das überdeutliche Bild war unberührt von der Zeit geblieben. Immer noch sitzt der junge Mann auf seinem Stuhl mitten im Zimmer. Der Koffer ist halb gepackt wie vorhin, das Waschwasser ist nicht ausgegossen worden. Und immer noch hat der Sitzende seinen Kopf in die Hände gestützt. Ist es vielleicht ein anderer junger Mann? Ich entsinne mich, daß ich sein Gesicht nie gesehen habe. Gegen meinen Willen betaste ich die Mauer des Hotelgebäudes, sie ist fest und aus Stein. Wie ich nach oben blicke, rückt die Theaterwand langsam auf mich zu. Sie, die doch fensterlos war, ist jetzt mit richtigen Mietshausfenstern besetzt, aus denen die stumme Gesellschaft wieder auf mich herabschaut. Die Theaterwand wird immer größer und schleicht mit ihren weißen Zinnen durchs Dunkel. Es ist dunkel geworden, und ich entdecke, daß die Kinder weggefegt sind. Nur ihr Lachen dringt noch zu mir, so leise schon, als käme es aus dem Theater. Ich laufe ihm nach, hänge mich an das Lachen wie an einen äußersten Zipfel. Hinter mir schließt sich die Straße.

-----

Sooft ich seitdem in Paris war, ich habe mich nie mehr in die Nähe der Straße gewagt. Übrigens gibt es noch viele Straßen in allen möglichen Stadtteilen, mit denen ich besondere Erinnerungen verknüpfe. Jede einzelne von ihnen hat ihren eigenen Geruch und ihre eigene Geschichte. Und diese Geschichte ist nicht vergangen, sondern lebt weiter, als sei sie von heute. Die Kirche St. Julien le Pauvre zum Beispiel wacht

morgens auf und geht abends schlafen wie irgendein Warenhaus. Vielleicht rührt es daher, daß, umgekehrt, in Paris die Gegenwart den Schimmer des Vergangenen hat. Während man noch durch die leibhaftigen Straßen wandelt, sind sie bereits entfernt wie Erinnerungen, in denen sich die Wirklichkeit mit dem vielstöckigen Traum von ihr mischt und Abfälle und Sternbilder sich treffen.

## Analyse eines Stadtplans

### *Faubourgs und Zentrum*

Einige der Pariser Faubourgs sind die Riesenasyale der kleinen Leute, von den Unterbeamten an bis zu den Arbeitern, den Gewerbetreibenden und den Existenzen, die verloren heißen, weil die andern es sich gewonnen geben. Die Art ihres Zusammenlebens durch die Jahrhunderte hindurch drückt sich in der Gestalt der Asyle aus, die gewiß nicht bürgerlich ist, aber auch nicht proletarisch im Sinne von Schornsteinen, Kasernen, Chausseen. Sie ist armselig und menschlich zugleich. Ihre Menschlichkeit rührt nicht allein daher, daß das Dasein in den Faubourgs Restbestände des natürlichen Lebens enthält, die es erfüllen. Entscheidend vielmehr ist, daß dieses gefüllte Dasein im Zeichen des Abbruchs steht.

Die Avenue de St. Ouan ist am Samstagnachmittag ein Jahrmarkt. Nicht so, als habe dieser sich wie ein Wanderzirkus hier aufgeschlagen, sondern die Avenue ist trüchtig mit ihm gegangen und setzt ihn aus sich heraus. Der Zwang, sich

für den Sonntag zu versorgen, treibt eine Menge zusammen, die den Astronomen als Nebelflecken erschiene. Sie staut sich zu dichten Ballen, in denen die Einzelnen wohlverpackt warten, bis sie ab und zu ausgewickelt werden. Zwischen den Einkäufen genießen sie das Schauspiel des steten Zerfalls der Komplexe, denen sie angehören. Es hält sie an den Rändern des Lebens.

Umspülte das Mittelmeer die Avenue, ihre Läden könnten nicht fensterloser sich öffnen. Ein Warenstrom entquillt ihnen, der zur Stillung der kreatürlichen Bedürfnisse dient; er klettert an den Fassaden empor, unterbricht sich auf Straßebreite und schnell dann jenseits des Querstrudels der Passanten mit doppelter Gewalt in die Höhe. Über dem Gestrüpp der ungerodeten Naturprodukte, die als Hors d'Oeuvres später die Speisekarte beleben, neigen die Urwaldstämme der Fleischkeulen ihre Wipfel. Daneben schießt der Hausratsbedarf ins Kraut, mit Bezügen aus Sackleinwand, auf denen eine reizende Flora Blumen über den Alltag streut.

Die Not bringt die Dinge in den Umkreis der menschlichen Wärme. Dem organischen Gewühl der Eßwaren-Abteilungen entsteht ein Apparat aus Glas und Metall, dessen spitzer Stachel einzig aus der Lust an Quälerei geboren scheint. Seinem Blinken nach hält man das Instrument für fähig, rein zum Vergnügen in die blühenden Schlächterstücke, die Fische und Muschelragouts zu stechen, bei denen es sich eingemistet hat. Es ist ein Ölträufelapparat, der aus seinem Glasbauch bekömmliche gelbe Portionen in die kleinen Gefäße der Kunden tropfen läßt. Die Bedürftigkeit der Umgebung hat ihn freundlich gestimmt und aus einer mechanischen Biene in einen harmlosen Hauskobold verwandelt, der sich um die Zubereitung der Mahlzeiten bekümmert und den Kindern gut ist.

Umfaßt auch der Jahrmarkt den Warenhauskatalog in kosmischer Vollständigkeit, so ist er doch nur die Volksausgabe der großen Welt. Das Vorhandene ist gering und von der Unbestimmtheit schlechter Photographien. Nicht umsonst sind von den Faubourgs die Revolutionen ausgegangen. Das Glück mangelt ihnen, der sinnliche Glanz.

Er breitet sich über der Oberwelt der Boulevards im Zentrum. Die Menge in ihnen ist eine andere als die draußen. Nicht Zweck noch Stunde nötigt sie zu ihrem Umlauf; sie rieselt zeitlos. Die nachgedunkelten Paläste, die als Bild weiter dauern, vermögen kaum noch durch die Gewalt ihrer feinen Proportionen die Menschen- und Autoschübe zu meistern. Den Plan hat niemand ersonnen, nach dem die Elemente des Getriebes das Linienwirrwarr in den Asphalt kritzeln, es gibt keinen solchen Plan, die Ziele sind in den einzelnen Partikelchen verschlossen, und das Gesetz des kleinsten Widerstandes weist den Kurven die Richtung.

Hinter den Spiegelscheiben mischen sich die notwendigen Dinge mit dem Überfluß, der notwendiger wäre, wenn er nicht grenzenlos sich ergösse. Personen jeden Standes ist erlaubt, sich Nachmittage lang im Anblick der Edelsteine, der Pelze und Abendtoiletten zu verlieren, deren eindeutige Herrlichkeit am Ende der Kolportage-Romane verheißungsvoll winkt. Daß ihre Summe sich überschlagen läßt, macht die Sachwerte unnahbarer, als sie es je noch waren. Ihr räumliches Beieinander enthält die Forderung, Laden um Laden zu betreten und zum Zwecke der Inventarisierung Gegenstände jeder Gattung zu kaufen. Aber am wenigsten besäße sie der, den sie alle hätten.

Mit dem Beginn der Dämmerung gehen in Augenhöhe die Lichter an. Unablenkbar wie die Kügelchen eines Rechen-

bretts streichen die Bogenlampen durch den Irrgarten der Brandpfeile und bengalischen Schwünge. In den Hauptquartieren des Nachtlebens ist die Illumination so grell, daß man sich die Ohren zuhalten muß. Die Lichter indessen sind zu ihrem eigenen Gefallen versammelt, statt den Menschen zu scheinen. Ihre Glühzeichen möchten die Nacht erhellen und vertreiben sie nur. Ihre Reklamen prägen sich ein, ohne sich entziffern zu lassen. Der rötliche Schimmer, der ihnen nachwaltet, legt sich als Hülle über das Denken.

Aus dem Trubel erheben sich die Zeitungskioske, winzige Tempel, in denen die Publikationen der Welt sich ein Rendezvous geben. Die sich im Leben als Gegner bekämpfen, liegen gedruckt beieinander, größer könnte die Eintracht nicht sein. Wo die jiddischen Organe auf der Grundlage arabischer Texte sich mit fetten Überschriften in Polnisch berühren, ist der Friede gesichert. Nur eben, die Zeitungen kennen sich nicht. Jedes Exemplar ist in sich zusammengefaltet und begnügt sich mit der Lektüre seiner eigenen Spalten. Der engen körperlichen Beziehung ungeachtet, die von den Papieren gepflegt wird, sind ihre Nachrichten so außer jeder Verbindung, daß sie ohne Nachricht über sich sind. In den Zwischenräumen waltet der Dämon der Geistesabwesenheit unbeschränkt. So ist es nicht nur in Paris. Die weltstädtischen Zentren, die auch die Orte des Glanzes sind, gleichen sich mehr und mehr einander an. Ihre Unterschiede vergehen.

Breite Straßen führen aus den Faubourgs in den Glanz der Mitte. Sie ist die gemeinte Mitte nicht. Das Glück, das der Armseligkeit draußen zudedacht ist, wird von anderen Rädien getroffen als den vorhandenen. Doch müssen die Straßen zur Mitte begangen werden, denn ihre Leere ist heute wirklich.